



Andreas Martin

„Der Beitrag der Kirchenmusik zur Resilienz“

erörtert anhand des Gemäldes ‚Die Gesandten‘ von Hans Holbein



Hans Holbein, Die Gesandten, 1533, Öl auf Holz, 206 cm × 209 cm, National Gallery London



Liebe Mittagskirchengemeinde,

„**Resilienz**“, Kirchenmusik und ein Gemälde aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts möchte ich in der heutigen Kanzelrede miteinander verknüpfen. Und das ist insofern etwas überraschend, weil wir erst seit einem Vierteljahrhundert über **Resilienz** sprechen, es ist ein „neudeutsches“ Wort, das wir kaum mit dem ausgehenden Mittelalter oder der beginnenden Neuzeit und schon gar nicht mit Kirchenmusik verbinden. Zur „**Resilienz**“ brauche ich heute nicht mehr viel zu sagen, weil wir am Ende einer Reihe von Kanzelreden stehen, die sich alle mit „**Resilienz**“ auseinandergesetzt haben, und Sie nun schon alles wissen, was dazu zu sagen ist. Dem kann ich wenig hinzufügen. Begründungspflichtig bin ich Ihnen aber dahingehend, warum mir auf die Anfrage von Ludwig Kaiser, ob ich 2026 eine Kanzelrede in der Bochumer Melancthonkirche unter dem Schwerpunkt „**Resilienz**“ halten könne, spontan an ein Gemälde des 16. Jahrhunderts gedacht habe, genauer, ein Gemälde, das im Frühjahr 1533 in London entstanden ist. Gab es da nichts naheliegenderes? Man hätte ja, wenn man schon an Bildende Kunst denkt, auch an Pablo Picassos Gemälde „Guer-nica“ denken können, das viel mit „**Resilienz**“ zu tun hat, mit der Widerstandskraft gegen den Fa-schismus. Oder wenn wir an die Popkultur denken, läge doch gerade hier in Bochum Herbert Grö-nemeyer nahe, der in seinen Texten immer wieder „**Resilienz**“ thematisiert. Warum also ausge-rechnet ein Ölgemälde von 1533? Nun diese Zeit war tatsächlich eine der Resilienz bedürftige, weil aufregende Zeit. Nach dem ersten großen Bruch der Christenheit 1054 in eine Ostkirche und eine Westkirche, drohte knapp 500 Jahre später die Westkirche in mehrere Einzelkirchen zu zerbre-chen. Hatte zunächst ein kleiner unbedeutender Augustinermönch aus Erfurt 1517 die römische Kurie herausgefordert und den Papst als Antichristen beschimpft und damit de facto eine Spaltung der Kirche initiiert, so drohte nun gar ein König einer europäischen Mittelmacht, sich von Rom los-zusagen. Und das in einer Situation, in der das osmanische Reich gerade kurz vor Wien gestanden hatte und der Untergang des gesamten Christentums drohte. Man könnte also zu Recht sagen, es waren apokalyptische Zeiten. Wie auch in unserer Gegenwart schienen damals bewährte Bünd-nisse zu zerbrechen, machten regionale und internationale Herrscher, was sie wollten, beschimpf-ten den Papst und betrieben relativ willkürlich Macht- und Interessenspolitik. Nun sind natürlich auch die Jahrhunderte vor 1533 keine goldenen Zeiten gewesen, aber zumindest Kunst und Kultur waren nach 1300 im Zuge von Humanismus und Renaissance zu einem grandiosen Höhepunkt ge-langt. Und nun drohte dies alles an Streitigkeiten über Fragen der Auslegung der Rechtfertigung oder der Auslegung der kirchlichen Ehegesetze zu zerbrechen. Wir wissen alle, dass solche Fragen der Eheschließung nicht nebensächlich sind, auch das Private ist politisch – das wusste nicht erst

die 68er-Generation, das wussten auch die Reformatoren in Deutschland und England. Wer als Herrscher der Bigamie bezichtigt wurde, geriet in Konflikt mit Staat und Kirche - gleichgültig ob es sich um Philipp II. in Hessen oder Heinrich VIII. in London handelte. Heinrich VIII. setzte dann zur Durchsetzung seiner Interessen auf eine eigene Kirche mit ihm als Kirchenoberhaupt. Für den Rest der Welt stellte sich nun die Frage: Welche Kräfte können mobilisiert werden, um den damit drohenden Zusammenbruch des Christentums zu verhindern, worauf kann man setzen, und was sind die Voraussetzungen, um wieder zusammen zu kommen und miteinander zu arbeiten? Wo muss man standhaft bleiben und wo kann man Kompromisse schließen? Was ist das Gemeinsame, das einen noch verbindet und was sind die Ziele, auf die man hinarbeiten könnte? Von all dem, also von „**Resilienz**“ in Krisenzeiten, handelt das Ölgemälde von Hans Holbein, welches wir nun betrachten wollen. Und sein vielleicht doch überraschender Hinweis lautet 1533:

Folgt der Logik der Kirchenmusik!

Aber lassen Sie uns als erstes einen Blick auf das Bild werfen. Ich habe Ihnen dazu fünfzig Farbausdrucke mitgebracht, auf denen das Bild im Format von 20x20 cm abgebildet ist. Das Original ist etwa 100mal größer, also 200x200 cm groß. Ein Kunstwerk in diesem Format ist zu damaligen Zeiten, in denen Privatleute noch sehr selten über Ölgemälde verfügten, ein relativ kleines Bild, allein die Mitteltafel des Isenheimer Altars ist schon doppelt so groß. Aber wir haben hier tatsächlich ein privates Kunstwerk vor uns, welches der Herr links auf dem Bild in Auftrag gegeben hat. Er ist sehr fürstlich gekleidet, es handelt sich um Jean Dinteville, einen Diplomaten im Auftrag des französischen Königs Franz I., der ihn an den Hof des englischen Königs Heinrich VIII. gesandt hatte. Jean Dinteville war ein liberaler-humanistischer Katholik, in engem Kontakt mit den Vorläufern der Reformation in Frankreich, einige aus seinem Freundeskreis sind später Protestanten geworden. Heinrich VIII., das wissen selbst alle nur popkulturell Gebildeten, ist der mit den sechs Ehefrauen. Aber zu der Zeit, als das Gemälde entsteht, ist er noch mit seiner ersten Frau Katharina von Aragon verheiratet, wenn auch seine Geliebte, seine spätere zweite Frau Anne Boleyn bereits von ihm schwanger ist. Das ist nicht bloß Klatsch und Tratsch, sondern bildet auch einen gewissen Anlass für das Ölgemälde. Durch die Begehrlichkeiten Heinrich VIII. entstand eine Krise des Abendlandes. Dinteville gegenüber steht ein weiterer Herr, er ist als Bischof der katholischen Kirche von Frankreich dargestellt. Auf dem Bild ist er gerade einmal 23 Jahre jung. Georges de Selve wurde schon mit 18 Jahren zum Bischof ernannt. Auch er ist im Auftrag Frankreichs am Hofe Heinrichs VIII. tätig. Franz I. hatte ihn bereits 1529 zum Reichstag nach Speyer geschickt, jener Reichstag, der den Protestanten ihren Namen gab, weil dort die Evangelischen ihren Protest einlegten.

Die beiden Diplomaten auf dem Bild sind miteinander befreundet und weil der Dienst sie beide an den englischen Hof geführt hat, haben sie beschlossen, sich vom berühmtesten Maler Englands, dem Hofmaler Heinrich VIII., ein Doppelporträt anfertigen zu lassen. Dieser Hofmaler ist Hans Holbein, ursprünglich ein Schweizer Künstler, der der Reformation nicht abgeneigt gegenüberstand, aber wegen der protestantischen Bilderfeindlichkeit von Basel an den Hof des englischen Königs in London geflüchtet war. Heinrich VIII. war für seinen humanistische Bildung und seine Kunstliebe berühmt. Dort wollte und konnte Hans Holbein sein Auskommen finden. Und das gelang ihm – zumindest so lange, bis er eine der künftigen Frauen von Heinrich VIII. auf einem Porträt so schön darstellte, dass dieser ziemlich enttäuscht war, als er sie dann in Wirklichkeit sehen musste und seinen Hofmaler sofort entließ. Aber bis dahin vergehen noch einige Jahre. Unsere beiden Diplomaten sind auf einer heiklen Mission, sie sollen Heinrich VIII. davon abbringen, seine Ehe mit Katharina von Aragon mit fadenscheinigen Begründungen aufzulösen und vor allem sollen sie ihn daran hindern, sich vom Papst in Rom abzuwenden. Beiden war durchaus bewusst, wie besorgniserregend eine weitere Spaltung der Kirche für die jetzt schon äußerst fragilen europäischen Machtverhältnisse sein könnte. Und in dieser Situation beschließen sie, den historischen Augenblick festzuhalten und sich malen zu lassen. Nun hätten sie einfach ein Doppelporträt malen lassen können. Aber das reichte ihnen nicht, sie wollten so viel mehr. Sie wollten mit ihrem Bild nicht nur zeigen, was die zentrale Frage jedes Menschen ist (seine unwiderrufliche Endlichkeit), sondern auch, was die Grundlage eines jedes Humanismus ist: die Bildung in Gestalt des universitären Triviums und Quadriviums. Und nicht zuletzt wollten sie zeigen, an welchem Modell sich Widerstandskraft angesichts der Probleme der Gegenwart, also „**Resilienz**“ orientieren kann. Das ist für damalige Zeiten ein überaus ambitioniertes, vor allem aber auch ein sehr selbstbewusstes Programm, denn sie treten auf dem Kunstwerk ja exemplarisch als derart gebildete und resiliente Menschen vor uns. Sie wollten mit anderen Worten, dass auf dem Gemälde die Antwort auf die Frage zu finden ist: Was setzt uns in die Lage „**Resilienz**“ auszubilden, Resilienz angesichts einer krisenhaften Situation der Jetztzeit, in der vertraute Blöcke und Allianzen zerbrechen, in der ein gegebenes Wort nicht länger als 24 Stunden hält, in der Absprachen damit unterfüttert werden, dass man dem Gegenüber mit absoluter Vernichtung droht, wenn er sich nicht an die Absprache hält. Was ist, so könnte man es umformulieren, derart kommunikativ, gemeinschaftsbildend, unterhaltsam und werteorientiert zugleich, um als Metapher für ein gelingendes Miteinander zu gelten? Und die überraschende, selbst für Humanisten überraschende Antwort lautet: **die Kirchenmusik.**

Und das ist nicht nur so dahingemalt, es hat einen realen Anhalt in der Sache – in Zeiten zumindest, in denen die Musik noch zu den höchsten Wissenschaften der abendländischen Menschen gehörte, nämlich zum sog. Quadrivium. Die Kirchenmusik ist ein Kind der katholischen Kirche, Martin Luther ein Kirchenlieddichter und Heinrich VIII. ein begnadeter Lautenspieler – da muss doch etwas Gemeinsames gehen, da muss ein tieferer Sinn verborgen und eine Gemeinsamkeit zu finden sein. So jeden falls müssen es die beiden Diplomaten gedacht haben, als sie mit Hans Holbein über das geplante Kunstwerk gesprochen haben. Als Auftraggeber legen sie in dieser Zeit immer noch die zentralen Gehalte des Kunstwerks fest, also Bildinhalt und Bildkonzept und der Maler war dann für die angemessene avantgardistische künstlerische Umsetzung zuständig. Und die erste Entscheidung neben der, es nicht bei einem bloßen Doppelporträt zu belassen, war die, trotz all des dargestellten Prunkes, trotz der überbordenden Hinweise auf Kultur und Bildung, die Endlichkeit des Menschen in den Vordergrund zu stellen. Die Botschaft sollte ganz demütig lauten: Alles, was wir tun, ist endlich, hat sein natürlich Ende. Wir sind nur begrenzte und manchmal auch irrende Menschen – das soll Hans Holbein den Betrachter:innen deutlich machen. Aber nicht so, dass die das sofort merken, also nicht mit einer brachialen Pädagogik, sondern mit einer Pädagogik für Humanist:innen, also eine Herausforderung für die sinnliche Wahrnehmung, so dass Gebildete stolz darauf sein können, wenn sie die Botschaft auf dem Bild erkannten. Und das ist gar nicht so einfach. Die Zeit zwischen 1400 und 1600 war eine, in der in der Kunst viel experimentiert wurde, und eines dieser Experimente war zu untersuchen, wie sich Details durch einen Hohlspiegel verzerren lassen bzw. mittels eines Hohlspiegels erst sichtbar werden. Das finden wir schon 1434 bei dem berühmten Doppelporträt der Arnolfini-Hochzeit von Jan van Eyck, aber bei Hans Holbein wird es noch einmal gesteigert. Denn wenn wir auf den Vordergrund des Bildes schauen, dann sehen wir ein schräg verzerrtes Bildelement, von dem wir nicht wissen, wie es dahin gekommen ist und was es dort soll. Hätten wir nun einen Hohlspiegel zur Hand, könnten wir ihn davorhalten, und würden erkennen, dass es sich um einen perspektivisch verzerrten **Totenschädel** handelt. Memento mori! – Bedenke, dass Du sterben musst – das ruft das Hemälde den Gebildeten zu. Bedenkt, dass auch ihr sterben müsst, dass ihr nichts mit ins Grab nehmen könnt. Vor aller Diplomatie, Bildung oder auch der Musik verweist uns Hans Holbein so auf die Begrenztheit menschlicher Existenz. Unsere erste Erkenntnis aus dem Bild lautet also:

**Resilient zu werden heißt,
die eigene Endlichkeit zu bedenken.**

Das ist aber nur der erste Schritt. Der zweite und für das Selbstverständnis der beiden dargestellten Personen sehr viel wichtigere und eigentlich überraschende Schritt zur „**Resilienz**“ ist: **Bildung**. Nun hätte man erwarten können, der zweite Schritt der Glaube an Jesus Christus wäre, weil die beiden ja zur Bewahrung des Glaubensgebäudes nach London gereist waren, aber nein, der Glaube bildet vielleicht den unhintergehbaren Hintergrund (so ist der gekreuzigte Christus jedenfalls auf dem Bild in der linken oberen Ecke hinter einem Vorhang versteckt platziert), aber für das *Theatrum Mundi*, für das Welttheater, in dem wir auftreten und unsere Rollen spielen, ist die Bildung sehr viel wichtiger – sagt und malt Hans Holbein 1533. Und Bildung heißt in dieser Zeit: das Trivium und das Quadrivium zu studieren. Das kennen wir heute kaum noch, war damals aber elementar. **Trivium**, das waren Grammatik, Dialektik und Rhetorik – oder deutsch gesprochen: Sprachlehre, Gesprächsführung und Redekunst. Damit fing alles an. Und dann kam im nächsten Schritt das **Quadrivium** und das umfasste Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Trivium und Quadrivium sind notwendige Voraussetzungen, um überhaupt etwas Grundlegendes studieren zu können, also etwa Theologie, Jura und Medizin. Aber die Grundlage für alles bildet das Studium von Trivium und Quadrivium. Und was das umfasste, das wird nun auf dem Sekretär im Hintergrund vor dem grünen Vorhang ausgebreitet. Wir sehen nicht nur eine Sonnenuhr, einen Globus, ein Rechenbuch, eine Laute oder ein Gesangbuch – sondern nahezu alle Elemente und Instrumente der humanistischen Lebenswelt, die für das Quadrivium der Artes Liberales standen, also für den selbstbewussten, kulturell gebildeten Zeitgenossen des 16. Jahrhunderts. Bis in die Gegenwart zeigen uns die Studien, wie wichtig es ist, Zugang zu den Bildungsressourcen zu haben, und wie fatal es für Kinder ist, wenn sie davon aufgrund sozialer Bedingungen ausgeschlossen sind. Insofern ist dieses Gemälde höchst aktuell. Natürlich würde heute etwas anderes auf dem Bildungsbord stehen, vermutlich würde es ein Whiteboard sein, aber es würde weiterhin um Bildung gehen, um das Wissen um die Welt und um die Zusammenhänge und das Funktionieren der Welt. Und das soll uns zeigen:

**Resilient zu werden heißt,
sich richtig zu bilden.**

Kommen wir zum dritten und letzten Schritt. Dieser scheint für die beiden Protagonisten äußerst wichtig, wird aber von Hans Holbein eher etwas verborgen, fast in der Form eines Rätsels dargestellt. Die Frage lautet: was ist ein sinnvolles Sinnbild für „**Resilienz**“, eine Metapher, die uns auf Zusammenklang verweist. Denn mit der Harmonie ist es 1533 schlecht bestellt und deshalb sind die beiden Diplomaten nach London gereist. Ein Missklang war schon 1517 aufgetreten, ein

weiterer drohte nun, und es schien als ob der Missklang droht zur Dauerkrise zu werden. Auf dem Bild sieht man das vielleicht nicht sofort, aber doch ist es unübersehbar. Und deshalb bitte ich Sie nun, – sofern sie das nicht schon längst getan haben –, den umgeknickten Teil des Bildes auszuklappen. Er zeigt uns zwei Details des Kunstwerks, die wir direkt über dem Totenschädel im unteren Teil des Bildes finden: ein Gesangbuch und eine sogenannte Knicklaute. Nun gehört die Ausbildung in Musik ja zum Quadrivium, so dass wir nicht überrascht sein müssten, dass wir diese Gegenstände auf dem Bild finden. Aber überraschend ist die Darstellung doch. Denn wenn wir auf die rechts abgebildete Knicklaute schauen, dann sehen wir, dass eine ihrer Saiten gesprungen ist, ihr volles musikalisches Potential also nicht mehr ausgespielt werden kann. Lauten werden mit Saitenpaaren, so genannten Chören, besaitet, wobei einer der Chöre nur aus einer Saite besteht. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts gab es die hier abgebildete Laute mit 6 Chören und 15 Saiten. Die sechste Saite ist nun gesprungen. Das ist als Sinnbild gedacht. Denn das ist die Situation des Jahres 1533, in der bereits durch die deutsche Reformation eine Saite gesprungen ist und in der sich nun in London eine weitere Saite zu lösen droht, ein harmonischer Zusammenklang also immer unmöglicher wird.

Aber das Bild bleibt zunächst noch die Antwort schuldig, wie denn der Zusammenklang funktionieren soll, es kann ja nicht nur die Reparatur der Laute sein. Und damit kommen wir zu dem zweiten Element, dass ich Ihnen aus dem Bild unten ausgeschnitten habe, nämlich zu dem Liederbuch, das wir neben der Laute sehen. Das ist nicht irgendein Liederbuch. Es handelt sich um **„Eyn geystlich Gesangk Buchleyn“**. Es ist das erste Chorgesangbuch der evangelischen Kirche. Es erschien zuerst 1524 in Wittenberg mit einer Vorrede Martin Luthers. Das Buch, auf das wir im Gemälde „Die Gesandten“ blicken, ist die 1525 in Worms erschienene zweite Auflage – wenn auch in einer vom Maler Holbein veränderten Form. Zoomt man ganz nah an das auf der linken Seite abgedruckte Lied heran, kann man es sogar präzise identifizieren. Es handelt sich um das Lied „Komm, Heiliger Geist, Herre Gott“ (das Lied Nummer 125 im aktuellen Evangelischen Gesangbuch). Die erste auf dem Gemälde zu sehende Strophe stammt aus dem 15. Jahrhundert und ist eine Übersetzung der Antiphon für Pfingsten. Martin Luther dichtete zwei weitere Strophen, die 1524 erstmalig erschienen. Er setzte mit seiner zweiten Strophe reformatorische Akzente, indem er die Bedeutung des Wortes Gottes hervorhob. Das auf der gegenüberliegenden Seite abgebildete Lied ist Martin Luthers Zehn-Gebote-Lied (wir finden es im aktuellen Evangelischen Gesangbuch unter der Nummer 231). Spontan könnte man vermuten, Hans Holbein wolle hier das lutherische Generalthema „Gesetz und Evangelium“ aufgreifen. Zumindest würde das die Gegenüberstellung der beiden Lieder begrün-

den. Die Frage ist, warum die Auftraggeber des Gemäldes ein dezidiertes Interesse an diesem Thema gehabt haben sollten. Folgt man heutige Ausleger des Bildes, dann haben die Auftraggeber die Auswahl der Lieder bewusst so vorgenommen, dass sie von katholischer wie evangelischer Seite akzeptiert werden konnten, ja als Erinnerung an fortbestehende Übereinstimmungen gelesen werden sollten. Deshalb kann man die kunstvoll zusammengestellten musikalischen Elemente als Hinweis darauf deuten, dass eine Einigung der Konfessionen denkbar und wünschbar ist. Die Kirchenmusik wäre ein gutes Beispiel dafür.

**Resilient zu werden heißt,
gemeinsam den Zusammenklang zu suchen.**

Die Kirchenmusik unterläuft die Tendenz zur Spaltung, sie fördert und fordert den Zusammenklang. So gesehen, ist auch die Kirchenmusik eine politische Angelegenheit, eine der Diplomatie, des miteinander Zurechtkommens. Dazu muss, wie wir aus dem 20. Jahrhundert wissen, die Musik selbst gar nicht harmonisch sein, sie kann durchaus die Konflikte der Zeit spiegeln – so wie es das Kirchenlied durch die Jahrhunderte ja auch getan hat. Aber aufgeführt, intoniert, gesungen wird sie gemeinsam, darauf kommt es den Auftraggebern des Bildes an. Und so lässt sich am Ende unserer Betrachtung des Bildes „Die Gesandten“ von Hans Holbein dessen implizite Botschaft so zusammenfassen:

wir müssen unsere eigene Endlichkeit bedenken, wir müssen uns an die Notwendigkeit elementarer Bildung erinnern und wir müssen den Zusammenklang einüben.

All das ist es, was uns Hans Holbeins Gemälde zur Resilienz, zur Kirchenmusik und zur Bildung zu sagen hat.